

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 42.

Posen, den 20. Februar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst
Leipzig-Wien.

Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(40. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Jetzt kehrte sich Bach wieder dem Zimmer zu, er schaute aber weder den echten noch den falschen Justus an, sondern Rina, die noch immer da stand wie zuvor und den Asternstrauch an die Brust gedrückt hielt. „Und der Justus hat Ihnen wirklich alles gesagt?“ fragte er, „es gibt doch in jedem Leben Dinge, die nur zwei Menschen angehen, die man einem andern gar nicht erzählen kann. Und gerade auf die kommt es manchmal an. Hat er Ihnen denn auch das alles mitgegeben, damit Sie seine Rolle spielen können?“

„Ja — auch das,“ sagte Andreas Giektan leise, „alles!“

Es kam Rina plötzlich vor, als trage sie eine Last, die immer schwerer werde. Der Blick Bachs brachte ihr das zum Bewußtsein, und sie bemerkte, daß es der Blumenstrauch war, der durch diesen Blick jetzt das Gewicht eines Steines bekam. Die Starrheit, die sie bis jetzt gebannt hatte, wich von ihr, sie konnte sich wieder rühren und legte das bunte Blütending auf den Sessel, neben dem sie stand.

„Immerhin,“ sagte Bach nachdenklich, „bei alledem . . . daß Sie alles so zustande gebracht haben, bleibt eine Leistung, die man nicht begreift.“

Der falsche Justus sah an Bach vorbei beim Fenster hinaus, obwohl dort draußen nichts zu sehen war als die kahle, graue Gefängnismauer. „Es war auch nicht leicht, alles so im Kopf zu behalten und nichts durcheinander zu bringen. Ich hab' doch vieles erst erraten müssen, kombinieren, anderen abfragen, ohne daß sie etwas merken und immer in Angst, daß irgendwo eine Masche aufgehen könnte. Das war eine Arbeit, die mehr müde macht als Steinklopfen und Holzhacken, manchmal war es mir, als ob das Gehirn bersten müßte, viele Nächte bin ich wach gelegen und hab' über etwas nachgedacht, das ich als Justus wissen müßte, und doch nicht gewußt hab'. Es ist mir vorgekommen, als ob meine Gedanken Raupen seien, die mir die Schädeldecke durchbohren und auskriechen und auf meiner Stirn für alle Leute sichtbar werden. Es war so, daß ich oft geglaubt hab', jetzt muß ich verrückt werden. Und hat doch niemand davon auch nur das Geringste vermuten dürfen.“

Das Gesicht des Mannes sah, da er dies sagte, ganz angegriffen und verfallen aus, als trete all die Qual, die er durchzumachen gehabt hatte, nun, da es nicht mehr nötig war, sie zu verbergen, aus seinem Innern hervor.

„Ich kann mir das vorstellen,“ erwiderte der Untersuchungsrichter, „und ich frage mich nur, warum Sie nicht eines Tages genug davon gehabt haben und wieder ausgerissen sind. Sie hätten sich doch sagen müssen, daß es für Sie immer noch besser ist, in der Welt herumzuziehen, als unter solchen Bedingungen einen Betrug

zu verüben, der ja schließlich doch mit einer Katastrophe enden muß.“

„Das hab' ich mir ja auch oft selbst gedacht,“ gab der falsche Justus zu, „aber ich hab' im Anfang nur meinen Gewinn ausnützen und eine Weile ein gutes Leben haben wollen. Dann ist es freilich anders geworden. Sie wissen ja nicht, Herr Doktor, was das für einen Menschen, der auf der Landstraße daheim ist, heißt, auf einmal Haus und Hof zu haben, eine Scholle, die man bearbeiten kann, mit dem Boden zu verwachsen und . . .“

„Nun und?“ munterte Bach den Zögernden auf.

„Weib und Kind zu besitzen!“ schloß der falsche Justus.

„Weib und Kind eines anderen,“ warf Bach hart hin.

„Ja,“ gab der Mann leise zu, „und ich war auch oft nahe daran, davonzulaufen, aber ich habe sie nicht mehr lassen können. Ich habe die Frau zu sehr geliebt, die ich betrogen habe.“

Zum erstenmal seit dem Eintritt des richtigen Justus hob Andreas die Augen zu Rina auf und sah sie an. Es war ein flüchtiges Begegnen ihrer Blicke, ein scheues, lehtes Bekennen eines Unsagbaren, dann entzog sich Rina ihm wieder, entwich hinter der Sichtbarkeit ihres Körpers in ein ihm Unzugängliches.

Der Justus mit dem Holzbein unterbrach das Schweigen durch ein Räuspern. „Ja . . . aber verheiratet ist sie mit mir,“ sagte er erboßt, „und jetzt bin ich wieder da, und jetzt gehört sie wieder mir, und alles, was mein ist, ist wieder mein.“

Er war jetzt mit dem Verlauf, den die Verhandlung nahm, gar nicht mehr einverstanden. Es sah ja wahrhaftig so aus, als sei gar nicht er die Hauptperson, sondern der andere, dieser Betrüger. Unter der Wirkung des Weines hatte er sich ausgemalt, daß sich über seiner Wiedererkennung Triumphbogen erheben und daß ihn Willkommenrufe umbrausen würden. Und nun beschnitt man ihm seine Siegergefühle, niemand kümmerte sich so um ihn, wie er es verdiente. Bessert hatte ihm die Meinung beigebracht, daß er bloß aufzutreten brauchte, um Rina jubelnd an seine Brust fliegen zu sehen, glücklich über ihre Erlösung von einem Betrüger, und nun war es ihm fast so, als ob er ein geheimes Einverständnis gestört hätte.

„Es kann dich niemand daran hindern,“ sagte Bach gelassen, „deine Frau mit dir zu nehmen, vorausgesetzt, daß sie zugibt, daß du wirklich ihr Mann bist.“

In Rina war nach der ersten Erstarrung, die sie fast betäubt hatte, eine dumpfe Stille eingetreten, in der ihr alles, wenn auch bloß undeutlich, wie in einem Nebel wieder langsam ins Bewußtsein zurückkehrte. Sie war nicht mehr überrascht, sie war bloß traurig. Es schien ihr beinahe, als hätte sie es längst gewußt, daß es schließlich so kommen müsse. Ja, nun war Justus wieder da, der wirkliche Justus, und machte seine Rechte auf sie geltend.

Was hätte sie auf die Frage des Richters anders tun sollen, als sie mit einem Kopfnicken zu bejahen.

Justus aber schwoll der Mut ganz ungemein, als er Rina, die ihm vor Zeiten immer Ueberlegene, so klein-

laut und wenig selbstgewiß sah. Jetzt hatte er das Heft in Händen und war entschlossen, es sich nicht mehr entwenden zu lassen. Er blies sich auf und wurde ganz hochfahrend, er wollte allen zeigen, welche Macht er besaß. Alle die Erniedrigungen, die er hatte auskosten müssen, verkehrten sich in seinem Gemüt zu einem grobschlächtigen Pochen auf seine Rechte.

Er stelzte auf Rina zu und riß sie an der Hand herum: „Her zu mir!“ schrie er.

„Du könntest auch sanfter mit deiner Frau umgehen,“ mahnte Bach, „stell dir nur vor, was die Arme in dieser Stunde mitgemacht hat.“

„Ach was,“ brummte Justus, „wir werden schon daheim miteinander abrechnen, wir zwei.“

Und damit schob er Rina vor sich her an dem noch gänzlich fassungslosen Donner vorbei aus dem Zimmer.

„Jetzt sind wir wieder allein,“ nickte Bach dem falschen Justus zu, „na, der Staatsanwalt wird Augen machen.“

Andreas Gießlan hörte ihn nicht. Er starrte immer nur die Tür an, hinter der ihm Rina entschwunden war.

XXXI.

An einem winddurchhauchten Frühlingstag verließ Justus seinen Hof und schlug mit Schußtl den Weg ein, der am Bach entlang durch den Auwald, immer höher ansteigend, zum Kamm des Gebirges führte.

Er pflegte solche einsame Spaziergänge zu unternehmen, um auf ihnen seine Gedanken zu ordnen. Obwohl er nun schon ein halbes Jahr wieder daheim war, hatte er sich noch immer nicht zurechtgefunden, ja, es war ihm, als werde vieles, je mehr man darüber nachdachte, noch verwirrter als früher.

Als auf der Heimfahrt nach jenem seltsamen Wiedersehen die Geister des Weines nach und nach aus seinem Kopf ausgezogen waren, hatte sich Justus' Herzensweicheit wieder eingestellt, und es war selbstverständlich keine Rede von einer eigentlichen Abrechnung gewesen, am wenigsten von einer so wirtschnaubenden, wie sie Justus angekündigt hatte. Aber es wäre vielleicht besser gewesen, sich gleich am ersten Tag mit seiner Frau gründlich auseinanderzusetzen, als in einen Zustand zu versinken, der mit der Zeit immer unerträglicher wurde.

Manchmal war es ihm, als könnte ihm geholfen werden, wenn er sich auf die Arbeit in Haus und Hof stürzte, die ihn allenthalben zu rufen schien. Er war jedoch in den Jahren seiner Heimlosigkeit ersten Werkens, ja sogar des guten Willens dazu so entwöhnt worden, daß er alles dem neuen Knecht überließ, der von Rudolfs einstiger Tüchtigkeit kaum eine schwache Spur besaß. Seine eigenen Gewissensvorwürfe beschwichtigte Justus damit, daß er sich vorsagte, er sei mit seinem Stelzfuß ja doch unfähig, ordentlich anzupacken.

Es hatte in den vergangenen Tagen warmen Regen gegeben, der die letzten Schneereste auf den Bergen zum Schmelzen gebracht und die Wege aufgeweicht hatte, daß es für Justus draußen auf freiem Feld ein schweres Weiterkommen war.

Erst als er den Wald betrat, sank sein Holzbein weniger tief ein. Und sobald Justus wußte, daß niemand in der Nähe war, der ihn hören konnte, begann er auch sogleich mit Schußtl zu sprechen.

„Ja, Schußtl,“ sagte er, „wir zwei, gelt! wir halten zueinander! Du bist ja der einzige, mit dem ich mich ganz verstehen kann. Aber wir müssen in den Wald gehen, damit sie uns nicht auslachen, wenn wir uns miteinander unterhalten. Diese dummen Menschen meinen, daß man mit einem Hund nicht sprechen kann.“

Schußtl lief vor seinem Herrn her, eines seiner Ohren nach rückwärts gerichtet, das andere nach vorn auf die Geräusche des Waldes gespannt. Man hätte glauben können, daß es ihm ziemlich gleichgültig sei, was sein Herr erzähle, aber Justus wußte genau, daß Schußtl aufwachte wie ein Härtelmacher. Das war ja

gerade das Wohlthuende dabei, daß Schußtl ihn niemals durch unpassende Zwischenreden unterbrach.

„Du mußt wissen,“ fuhr Justus fort, „daß ich draußen in der Welt oft und oft an dich gedacht habe, ja, daß mir geradezu bange war nach dir. Oft hab' ich mich gefragt, was wohl der Schußtl macht und ob er überhaupt noch lebt? Und gewiß hast du das gleiche von mir gedacht. Mit dem andern, der sich für mich ausgegeben hat, hast du dich ja niemals befreundet können, das haben mir die Nachbarn erzählt. Du warst im Anfang ganz feindselig gegen ihn und bist ihm auch später immer mürrisch ausgewichen. Aber wie ich gekommen bin, mich hast du gleich erkannt und bist mir vor Freude ins Gesicht gesprungen. Ich hab' ja geglaubt, daß du verrückt wirst, und dann hast du mir dein ganzes Hab und Gut gebracht, die Hölzer, mit denen du gespielt hast, und deine Decke und sogar den großen Knochen, der im Garten vergraben war. Ja, du warst der einzige, der sich wirklich gefreut hat, daß ich wieder daheim bin.“

Der Weg war steiler geworden und zwängte sich durch das enge Tälchen knapp neben dem Bach hinan, der ihm schäumend entgegen sprang. Eine Menge großer Steine lag in seinem Bett, und jeder von ihnen war ein Hindernis, das von dem angeschwollenen Wasserlein mit aufsprühenden Wellen bestürmt wurde, als sei es zornig darüber, in seinem eiligen Lauf aufgehalten zu werden. Justus blieb stehen und schaute in die schäumenden wieviel tüchtiger der andere gemessen ist als ich. Und neben ihm stand Schußtl und schaute ebenso tief sinnig in das Wasser wie sein Herr.

„Du warst wirklich der Einzige,“ sagte Justus, indem er die Hand auf den Kopf des Hundes legte und ihn unter dem Halsband kraute, „dem ich willkommen gewesen bin. Die Leute im Dorf, die ja zuerst getan haben, als wären sie Gott weiß wie froh, daß der Betrüger entlarvt ist, haben mir bald zu verstehen gegeben, um wieviel tüchtiger edr andere gemessen ist als ich. Und daheim? Mein Vex! Ein so prächtiger Bub der geworden ist, wie soll ich mich an einem Kind freuen können, das von mir nichts wissen will und dessen Herz mir der andere entwendet hat. Ich muß immer nur hören, auch jetzt noch, was der andere getan hat und was er gesagt hat, und wenn mich der Vex manchmal so sonderbar anschaut, so spür' ich, daß er mich mit dem andern vergleicht und daß ich dabei hinter ihm zurückstehen muß.“

Seufzend setzte Justus seinen Weg fort, der sich jetzt vom Bach ein wenig entfernte und in Rehren durch den Wald den schroffen Hang hinanklomm. Als das Geräusche des Wassers unten in der Tiefe ein wenig verklungen war, blieb aber Justus abermals stehen und wandte sich um. Es war ihm ganz deutlich gewesen, als habe er einen Schritt hinter sich gehört. Er wollte für sein Gespräch mit Schußtl keinen Zeugen, nein, sie sollten im Dorf keinen neuerlichen Anlaß haben, über ihn zu lachen, und ihm vielleicht gar nachzulagen, daß er nicht recht bei Verstand sei. Aber es kam niemand hinter Justus her, und nachdem er eine Weile vergebens gewartet und sich überzeugt hatte, daß er allein war, stieg er seufzend weiter.

Ja, jetzt war er an dem Punkt angelangt, der ihm die größten Herzbeschwerden machte. „Und Rina?“ murmelte er, „kannst du mir sagen, Schußtl, was ich mir von Rina denken soll? Hab' ich nicht nach allem glauben müssen, daß mich Rina mit tausend Freuden aufnehmen wird? Warum hat sie den anderen angezeigt? Sie sagt, daß es nur des Knollmeyer wegen geschehen ist, und weil sie auf den andern zornig war, daß sie aber in Wirklichkeit niemals gezweifelt hat, daß er ihr Mann sei. Der Knollmeyer hat seine Strafe weg, der Max ist tot, und die Sabine ist gestorben, und der Knollmeyer hat verkauft und ist aus dem Dorf weggezogen. Und manchmal ist mir, als sähe es Rina als ihre Strafe an, daß ich wieder heimgekommen bin. Ich bin als ein

Krüppel zurückgekehrt, das ist wahr, aber wenn sie mich noch gern hätte, wie früher, so müßte sie aus Mitleid doppelt freundlich zu mir sein. Sie gibt sich ja alle Mühe, aber das ist es eben, daß ich merke, daß es eine Mühe ist und welchen Zwang sie sich damit antut."

Ein schmales Schienenweglein kam vor Justus von oben aus dem Wald, querte den Pfad und schnitt in den Abhang ein, um tiefer unten auf hölzernem Steg den Bach zu übersehen. Es war eine Waldbahn, auf der das Holz, das oben gefällt worden war, zu Tal befördert wurde. Justus blieb stehen, denn er hörte das rollende Getöse eines Wagens, der von oben heranlief. Ehe er weiterging, wollte er den Zug vorüberlassen.

Schulft hatte die Nase in ein Büschel Heidekraut gesteckt und schob heftig hinein; er hatte wohl ein Mausloch entdeckt und begann plötzlich eifrig zu scharren.

Das Geräusch des Wagens war inzwischen immer deutlicher geworden, aber in dem Augenblick, da Justus glaubte, nun müsse er um die Biegung kommen, hörte das Rollen mit einmal auf, und der Wald lag wieder still, nur von der gedämpften Stimme des Baches in der Tiefe und dem Keuchen und Schnarchen Schults belebt.

Es kam Justus seltsam vor, daß er sich so getäuscht haben sollte, und kopfschüttelnd setzte er seinen Stelzfuß zwischen die Schienen und stieg weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Visitenkarte.

Von Richard Huelsenbeck.

Nachdem das Unglück geschehen war, ging der Oberbuchhalter Jörensens tagelang mit Gedanken schwer belastet umher. Er zermarterte seinen Kopf so sehr, daß die Zahlenreihen, die er berufsmäßig darin aufzubewahren hatte, in größte Unordnung kamen; die Feder zerbrach, das Tintenfaß fiel um. Die Schreibmaschinen tönnten eine mißliche Melodie. Die Stenotypistinnen, die vorher nett und zuvorkommend gewesen waren, sanken auf das Niveau alter Eulen herab. Wie konnte so etwas vorkommen? Das Rätsel wurde um so größer, je länger man sich mit seiner Lösung beschäftigte. Jörensens bekam Angst vor sich selbst. Hatte er eine zweite Natur, von der er nichts wußte? Lebte in ihm ein Gespenst, das sich manchmal von ihm ablöste, ihn verließ, auf eigene Faust handelte und erlebte? Wenn es das gab, wenn sich wirklich so etwas ereignete, konnte man sich über die schlimmsten Ausgänge nicht wundern.

Mutter Jörensens wurde aus ihrem alten Pflichtmenschen noch weniger klug, als er aus sich selber. Hin und wieder sauchten sich beide wie zwei wilde Katzen an. Der Haushalt geriet in einen Zustand der Verzauberung. Türen knallten, Böffel fielen herunter. Die erwachsenen Kinder blieben fort, weil sie sich sagten, der Alte müsse wahnsinnig geworden sein.

Was war geschehen? Die Straßenbahn, die elegant und frischlackiert dahinfährt, ist an der ganzen Affäre unschuldig. Jörensens begrüßt den Schaffner wie an anderen Tagen auch, aber es ist doch ein besonderer Gruß. Dieser Schaffner, der einen schweren Dienst tut, ist ein unbekümmerter unbelasteter Mensch. Jörensens ist dies seit zwei Wochen nicht mehr.

Jörensens hat sich nie um fremde Mädchen gekümmert; er ist — wie erwähnt — verheiratet, hat erwachsene Kinder.

Aber vor zwei Wochen — an einem Donnerstag — geschah folgendes: Jörensens saß in der Straßenbahn und ärgerte sich, daß er keinen Fensterplatz erwischen konnte. Er sah mißmutig in den Gang des Wagens, wo Billettknäuel herumlagen. Warum reichte man das nicht? Verbraucht die Gesellschaft zu viel Geld für die Gehälter ihrer Direktoren? Jörensens legte eine dicke Falte auf seine Stirn und wußte, daß er nun bedeutend aussah. Keiner sollte es wagen, sich ihm zu nähern, ihn anzusprechen.

Er fühlte dabei eine ungewohnte Unruhe; es war wie der Beginn einer Krankheit, einer Grippe, eines schnell ansteigenden Fiebers. Etwas rührte ihn an, keine Hand, nichts Materielles. Als Jörensens aufsaß, blickte ihn ein Mädchen an, eine Blondine, die, in einen eleganten Pelzmantel gewickelt, den Fensterplatz innehatte, den er nicht erwischen konnte.

Dreißig Jahre ernsthafter pflichtbewusster Arbeit versinken wie nichts, wenn die Stunde des Schicksals geschlagen hat. Jörensens richtete sich von dem Blick des Mädchens so ergriffen, daß er schauderte. Es ist unmöglich, zu schildern, was in ihm vorging. Wie durch die Gewalt eines Blitzes war sein Leben in zwei Teile gespalten. Es gab jetzt einen Jörensens, der behauptete, ein Oberbuchhalter zu sein, und es war da ein anderer, der die tollsten Pläne in seinem Kopf wälzte.

Der andere Jörensens sagte sich: „Jetzt ist die Zeit der Abrechnung mit dem langweiligen Beamtendasein gekommen. Jetzt wollen wir tanzen, flirten und elegante Kleidung tragen. Wir wollen den grauen Alltag verlassen, in eine Bar gehen und einer Flasche Sekt den Hals brechen. Es können auch zwei Flaschen sein, es kommt nicht mehr darauf an...“

Lächelte das Mädchen? Erriet sie, was in Jörensens vor sich ging? Jörensens, der sich nicht mehr kannte, stieg hinter ihr aus und sprach sie an. Sie fand darin nichts Besonderes, sondern nahm sein Verlangen, sich abends an einem bestimmten Platz unter einer bestimmten Uhr zu treffen, mit Gnade auf. Jörensens strahlte. Im Büro sprangen die Zahlenreihen vor seinen Augen, aber die Resultate stimmten. Die Welt war eine einzige große Freude. Daß ihm alten Graulops noch so etwas passieren mußte! Daß sich noch ein junges Ding fand, das sich mit ihm amüsieren wollte! Nicht auszubedenken. Mit Gleichgültigkeit und einem

leichten Widerwillen dachte Jörensens an seine Familie zurück; er hängte sich ans Telephon und teilte wichtig mit, er käme erst spät nach Hause. Es seien noch wichtige Arbeiten zu erledigen. Während er den Hörer in der rechten Hand hielt, baßte er die Linke zur Faust. Er stellte sich auf die Zehen, seine Stimme hatte einen roßigen Ton. Die große Aufregung ließ sich doch schlecht verbergen. Er — der alte Oberbuchhalter Jörensens — hatte eine Geliebte, eine blonde, blauäugige bepelzte Frau.

Wenn Jörensens an diese Vorgänge zurückdachte, so verzieh er sich jede kleine Geste; alles erklärte sich aus begreiflicher Aufregung. Wenn ein Mensch dreißig Jahre lang den gleichen Trost gemacht hat und nun zum erstenmal ein Erlebnis verbaut...

Alles verzieh sich Jörensens, nur nicht die Dummheit, die er in dem Tanzlokal gemacht hatte. Man könnte Schlimmes vermuten, aber im Grunde war es etwas sehr Lächerliches. Wenn es nur nicht durch die besonderen Umstände ein Gewicht bekommen hätte. Jörensens konnte Else gegenüber nicht als Buchhalter auftreten. Aus jedem Film geht hervor, daß man wenigstens Direktor sein muß, wenn man abends mit einer Frau hinter einer Flasche Sekt sitzt. Hinzutam, daß Jörensens äußerlich wie ein Direktor aussah, er hatte nicht im geringsten etwas Veräugeltes, Starres oder Abgegriffenes an sich. Jörensens kam darauf, sich als Bankdirektor Helbing auszugeben. Zum Beweis dafür, daß er sein eigener Chef sei, überreichte er feierlich eine Visitenkarte. Das Glück kam ihm merkwürdig zu Hilfe; der Chef vertraute ihm so, daß er ihm Einblick in seinen Privatschrank gestattete. Ein Griff in dieses Heiligtum förderte die Visitenkarten zutage. Wenn man sich als Bankdirektor ausgeben will, muß man Beweise dafür haben. Eine Karte, die man zufällig bei sich trägt, die man nachlässig auf dem Tisch liegen läßt oder leger überreicht, kann nicht ohne Eindruck bleiben.

Die Visitenkarte war auch nicht ohne Eindruck geblieben; Else zuckte zusammen, Jörensens sah, wie das Mädchen von Geldsäden, Automobilen zu träumen begann. Während er mit ihr in der Bar saß, fühlte er sich ganz in der Rolle des Direktors Helbing; es kam ihm nicht im geringsten die Idee, ein anderer zu sein. Er nahm die ergebenden und verliebten Blicke Elses wie etwas Selbstverständliches auf. Wozu hatte man sich ein Leben lang gequält? Wozu war das alles gut, wenn man nicht einmal ein kleines Mädchen glücklich machen konnte?

Aber jetzt, als Jörensens bedrückt herumkief, gewann die Ueberzeugung in ihm an Stärke, daß die Visitenkarte sein dümmster Streich war. Wie sorgfältig sie sie eingepackt hatte! Was würde sie nun damit anfangen? Schon zur zweiten Verabredung war er nicht mehr gekommen; Else würde über ihrer Visitenkarte sitzen und Rache schwören. Ein Blick ins Telephonbüchse genügte. Wenn Direktor Helbing erfuhr, daß er seine Karten mißbraucht hatte, würde das Unglück geschehen sein. Jörensens zitterte am ganzen Leibe; alle Welt staunte, wie schnell er zusammenfiel. Sein Ton wechselte zwischen übergroßer Freundlichkeit und größter Wut; die Stenotypistinnen beschwerten sich beim Chef. Helbing ließ den Buchhalter kommen, konnte aber nichts aus ihm herauskriegen. Frau Jörensens griff zu einem alten Hausmittel und bereitete heiße Umschläge vor. Jörensens drohte, seiner Frau die nassen Handtücher um die Ohren zu schlagen. Die Gute brach in haltloses Schluchzen aus.

Die Affäre nahm einen seltsamen Ausgang. Jörensens bewachte das Telephon wie ein Schießhund, er zuckte zusammen, noch ehe sich die Schelle in Bewegung setzte. Seine Nerven waren von einer fast überirdischen Feinheit geworden. Als er schon fast dem Selbstmord nahe war, läutete eines Tages der Apparat, und eine energische Damenstimme fragte nach Direktor Helbing. Jörensens wußte sofort, wer sprach. Zum größten Erstaunen des ganzen Büros nahm er einen gezierten Ton an, erzählte was von verreißt sein, in absehbarer Zeit nicht wiederkommen und von anderen, den aushorchenden Angestellten ganz unverständlichen Dingen. Dann warf er den Hörer hin und fiel zusammen. Man mußte ihn auf ein Sofa schleppen, ihm die Weste öffnen, ihm die Schläfen

reiben. Nach einer langen Weile öffnete er irrt die Augen und fragte, wo er sei. Man flüsterte, Jörensens werde irrsinnig.

Er wurde aber keineswegs irrsinnig; vielmehr ging es ihm nach diesem Zwischenfall besser. Er hatte das sichere Gefühl, Else werde das Ausichtslose ihres Bemühens einsehen und sich nicht wieder melden.

Eines Tages — ausgerechnet auch an einem Donnerstag — wurde Jörensens von einer Dame auf der Straße angesprochen. Es war Else. Jörensens sagte kein Wort, die Dame geriet in Wut. Sie begann laut zu schimpfen, und es sammelten sich einige Leute um das Paar. Jörensens nahm eine Taze und kam erschöpft zu Hause an.

Dann hatte er Ruhe, und er wird nun wahrscheinlich ein weiteres Menschenalter im Büro des Direktor Helbing verbringen. Am Tage seines goldenen Dienstjubiläums, wenn der Chef kommt und seine Visitenkarte schickt, wird er sich vielleicht seines Abenteurers erinnern und lächeln.



Stiller Winterabend.

Ein verträumter Großstadt-Winkel.

Weltgeschichte.

Es gehört gewissermaßen zu den Pflichten gegen sich selbst, daß jeder im Kulturleben stehende Mensch sich in erster Linie die Kenntnis der Geschichte, insbesondere der seines Vaterlandes, zu eigen macht. Was die Schule ihm nicht gab, mußte er gewöhnlich durch Teilnahme an Fortbildungskursen oder Hören von Vorträgen, beides zumeist mit wesentlichen Kosten und Umständen verbunden, ergänzen. Abgesehen von diesen Unannehmlichkeiten ist es nicht allen möglich, ihr Wissen in dieser Weise zu bereichern, denn nicht jeder ist Herr seiner Zeit; für andere, z. B. auf dem Lande Wohnende, sind Lehraufnahmen und Vorträge kaum erreichbar. Für alle diese bleibt nur das Selbststudium guter Geschichtswerke.

Unter den vielen des deutschen Buchhandels erscheint uns keines besser geeignet für solchen Zweck, als die „Weltgeschichte“ des Meisters der Geschichtswissenschaft, Leopold von Ranke, die lange im Handel vermisst wurde, nun jedoch in einer mit vielen hundert Bildern, Porträts und farbigen Bildtafeln ausgestatteten 12bändigen Ausgabe, herausgegeben und neu bearbeitet von Horst Michael in dem altbekannten Gutenberg-Verlag, Hamburg 1, erscheint. Der erste, vornehm in Ganzleinen gebundene Band, enthaltend: „Die älteste Völkergemeinschaft und die Griechen“ und „Die römische Republik und ihre Weltbeherrschung“, mit 524 Seiten, Großformat, in Fadenheftung und überreichem Bildschmuck, liegt bereits fertig vor; monatlich erscheint ein weiterer Band der 12 Exemplare umfassenden Ausgabe in gleichem Umfange und derselben Preislage, welche die Fortführung bringen werden. Das monatliche Erscheinen und der unerreicht niedrige Preis von 3.85 Mk. ab Verlag je Band, ermöglichen auch dem Minderbemittelten die Anschaffung des in seinen Vorzügen zum Selbststudium wie geschaffenen Prachtwerkes, auf dessen Besitz jeder Bücherfreund stolz sein darf. Wir bemerken noch, daß das Werk nur direkt vom Gutenberg-Verlag, Christensen & Co., Hamburg 1, bezogen werden kann (jeden Monat gelangt ein Buch zur Ausgabe). Wir können das glänzend ausgestattete Monumentalwerk jedem Bücherfreund aufs beste empfehlen; er wird seine helle Freude daran haben.

Die Schrecken der Seekrankheit.

Die Nutzlosigkeit aller gegen die Seekrankheit empfohlenen Mittel kann nicht drastischer illustriert werden, als durch den Fall eines gewissen Wilans, eines amerikanischen Millionärs, der in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts nach England gekommen war, um dort seine Sommerferien zu verleben. Mittlerweile war der Herbst gekommen, aber in Erinnerung der furchtbaren Erfahrungen, die er während der Reise im Frühjahr auf dem Schiffe gemacht hatte, konnte er sich zur Rückreise nicht entschließen und verschob sie immer trotz der zahlreichen Mittel gegen die Seekrankheit, die ihm von allen Seiten empfohlen wurden, zu deren Unfehlbarkeit er aber kein Vertrauen hatte. So entschied er sich denn zu einer Verlängerung seines Aufenthaltes in England. Er benutzte die Zeit, um von den verschiedenen Werften Zeichnungen und Pläne eines Schiffes einzufordern, das ihn ohne Gefahr seefrank zu werden, nach Hause bringen könnte. Begreiflicherweise konnte oder wollte keine Werft eine solche Garantie übernehmen. Die Abreise zog sich infolgedessen in die Länge, und so geschah es, daß der zaudernde Millionär in England das Zeitliche segnete, dreißig Jahre nachdem er den Atlantik zu einem Abteucher überquert hatte, von dem er nie mehr zurückkehren sollte.

Aus aller Welt.

Klubs nach Mitternacht. Wer zu vorgerückter Stunde von dem hellschimmernden Piccadilly in London kommend um die nächste Straßenecke biegt, gerät in ein Gewirr kleiner und kleinster Gassen. Hier pflegen die Londoner Bohémiers sich auf Kosten geldschwerer Jungens und auch solcher der finsternen Unterwelt zu amüsieren. Hier führen in jeder Straße Duzende von Nachtklubs ein alkoholgesättigtes Dasein, nachdem die erlaubten Quellen solcher Genüsse längst unter den strengen Augen der Polizei versiegt sind. Hier lebt um die Zeit, wo jeder brave Londoner längst im tiefen Schlaf liegt, ein Betrieb auf, den er nur in Wallace'schen Romanen oder allenfalls in Paris oder Newyork für möglich wähnt. In dumpfen Kellergewölben, die schon im Mittelalter alte Straßen untertunnelten, ehot der Jazz, und auf Dachböden, über Autogaragen, die jahrhundertlang Pferdeställe waren, schwanken die Dielen von Fox und anderen Trotten. Hier hat die Königin der Londoner Bohème ihr Reich, aus dem „Das Illustrierte Blatt“, Frankfurt am Main, in seiner neuesten Nummer (Nr. 8) eine Reihe fesslender Ausschnitte gibt. An weiteren Bilderartikeln enthält die Nummer einen Aufsatz über „Die große römische Frage“, einen über „Ein fünfzehn Jahre altes Paradies“ und zwei Seiten, die „Sibirische Kälte in Europa“ betitelt sind. Der Berliner Karikaturist H. Abeking hat eine Seite „Der nächste Tag“ beigezeichnet, eine andere faßt unter dem Titel „Ueberall Karneval“ die Faschingszüge von Mainz, Köln, München und Frankfurt a. M. zusammen. Der Dichter Hermann Kesser ist mit einer Novelle „Es war nichts“ vertreten. Außerdem bringt das Heft das Ergebnis der in Nr. 3 erschienenen Preisfrage „Wer erfindet zu diesem Bild die wichtigste Unterschrift?“. Das Heft ist vom Anfang der Woche an zu haben.

Frost und Schmuggel in Nordamerika. Dort, wo Gewässer die Grenze von Kanada und den Vereinigten Staaten von Amerika ausmachen, war während der letzten Wochen des starken Frostes eine außerordentlich starke Schmugglertätigkeit zu beobachten. Da alle Gewässer an der Grenze mit einer dicken Eisschicht bedeckt waren, konnte das Schmuggeln sehr leicht vor sich gehen. Denn das Fahren mit Wagen und Schlitten über die Eisdede geht viel schneller vor sich als das Fahren mit Booten. So viel auch die Zollbeamten aufpassen mochten, das Schmuggeln über die Eisfläche war nicht zu verhindern. Hatten sich die Zollbeamten an der einen Stelle verjammelt, um eine Schmugglerbande in Empfang zu nehmen, so gingen dafür an einer anderen Stelle um so mehr Schmuggler über das Eis. Besonders wurde Schnaps geschmuggelt.

Fröhliche Ecke.

Steigerung. Während einer Belagerung rief ein Wasserhändler in den Straßen aus: „Den Eimer Wasser zu sechs Sous!“ In diesem Augenblick platzte eine Bombe und zerstörte einen Eimer mit Wasser. „Den Eimer Wasser zu zwölf Sous!“ rief der Händler, ohne mit der Wimper zu zucken.

Sein Beruf. Ein Bucherer liegt im Sterben. Sein Beichtvater spricht ihm Trost zu und hält ihm ein silbernes Kreuzfigürchen. Der Sterbende starrt es an, richtet sich auf und sagt dann: „Darauf kann ich nicht viel leihen.“

„Immerhin.“ „Wer kann mir einen Satz machen, in dem das Wort „immerhin“ vorkommt?“ Der kleine Pepi hebt den Finger. „Nun,“ ermuntert der Pädagog. „Wenn sich einer von zwei Ärzten behandeln läßt, dann ist er immer hin.“

Gefährlich. Der junge Mann geht mit seiner Braut spazieren. „Möchtest du einen Mann heiraten, der nur ein Auge hat?“ — „Aber ich bitte dich, wie kommst du auf solche Ideen?“ erwiderte sie. — „Dann lasse mich bitte deinen Regenschirm tragen!“